

# Bild und Ruf als Vorstellungsgrundlagen der Metaphysik

Von W. J. REVERS

Die folgenden Gedanken sollen einer Besinnung dienen; ihr Anliegen ist das Problem der Abhängigkeit des menschlichen und philosophischen Denkens von unbemerkten Einflüssen der Sinneserkenntnis einerseits und der Sprache andererseits. Und zwar geht es um die Beantwortung der speziellen Frage: „Wie weit kann unser philosophisches Erkennen beeinflußt oder beeinträchtigt werden dadurch, daß 1. unsere Phantasie in so überragendem Maße optisch besetzt ist, und daß — in der Auswirkung dieser Tatsache — 2. in unserer Sprache durchweg optische Metaphern als Eigenschaftsbezeichnungen dienen?“ Die Rechtfertigung für die Stellung dieser Frage erübrigt sich in Anbetracht dessen, daß die denkende Bemühung um die Unterscheidung zwischen Meinen und Urteilen, sowie zwischen dem Inhalt des Urteils und dem Sprachmaterial der Aussage und des Aussagenden, und auch die Bemühung um die möglichst weitgehende Loslösung der geistigen von der sinnlichen Erkenntnis so alt sind wie das philosophische Denken selbst. Die in diesen Bemühungen implizierte Einsicht aber ist diese: während die geistige Erkenntnis des Vernunftwesens „Mensch“ stets auf Wesenheiten gerichtet ist, verfolgt das Sprechen des stets leib- und lebensverhafteten Vernunftwesens „Mensch“ zunächst den Zweck, die wirklichen Dinge — benennend — festzuhalten. Deren Existenz erfährt er in den vermittels der Sinne erscheinenden Eigenschaften. Dieselbe Sprache aber, welche zuerst auf das sinnlich Wahrgenommene bezogen ist, ist dann auch das Medium des Denkens. Und so dienen schließlich dieselben Worte, welche ursprünglich sinnlich Wahrgenommenes bezeichnen, der Aussage des Denkens über das sinnlich nicht Wahrnehmbare. Den Begriffen des Denkens liegen Worte zugrunde, die der Sinneserkenntnis verhaftet sind; wo wir „Wesenheiten“ „begreifen“ wollen, sind wir angewiesen auf Werkzeuge, die zunächst dazu geschaffen wurden, wirkliche Dinge zu fixieren.

In dem Sprachmaterial nun, das der Begriffsbildung zur Verfügung steht, wird gewiß die Bedeutung der verschiedenen Sinnesorgane für die sinnliche Wahrnehmung, die Vorstellung und Einbildung eine wichtige — und leicht übersehene — Rolle spielen. Zum Beispiel hat der Verfasser den Eindruck, daß die optische Wahrnehmung gegenüber allen anderen Sinnesgebieten nicht nur für die menschliche Phantasie einen Vorrang hat, sondern auch für die sprachliche Bildung der Worte, welche für die Bildung der philosophischen Begriffe Verwendung finden. Die hervorragende Rolle des Auges unter den menschlichen Sinnesorganen macht es ohne weiteres verständlich, daß auch für die Begriffe der philosophischen Aussage solche Worte eine hervorragende Rolle spielen, welche zuerst der Bezeichnung optisch wahrgenommener Dinge und Eigenschaften dienen. So erfreuen sich innerhalb der philosophischen Terminologie die optischen Metaphern stets besonderer Beliebtheit (zum Bei-

spiel Bild, Eidos, Idee, Erscheinung, Illuminatio usw.). Solange der Philosoph sich dessen bewußt bleibt, können daraus kaum Schwierigkeiten entstehen; vergißt er das hingegen, so kann es sein, daß er über der Bildhaftigkeit des Wortes den sachlichen Tatbestand vernachlässigt; und statt seine Aussage über einen Gegenstand alleine vom Gegenstand bestimmen zu lassen, läßt er sich durch den Bildgehalt der verwendeten Worte ablenken und kommt so in Ungelegenheiten, die gar nicht im Gegenstand und in der Vernunft, sondern im Medium der Vernunftkenntnis begründet sind.

Daher ist es zweckmäßig, nicht nur der Vernunftkenntnis selbst, sondern auch den Mitteln, deren sie bedarf, von Zeit zu Zeit eine eingehende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ja, dies ist sogar notwendig, insoferne die Erkenntnis unserer Vernunft sich der natürlichen Abhängigkeit von der sinnlichen Wahrnehmung oder Sinneserkenntnis und der Sprache nie ganz entäußern kann.

Wir können Gegenstände — vernunftmäßig — nur insoweit erkennen, als wir sie unterscheiden. Die Voraussetzung der Unterscheidung von Gegenständen ist die Unterscheidung der Eigenschaften derselben. Freilich sind die Gegenstände der Vernunftkenntnis nicht dasselbe wie die der Sinneswahrnehmung. Aber auch dort, wo die Vernunftkenntnis — über die Sinneswahrnehmung hinaus — notwendige und zufällige Eigenschaften, Gedachtes und Erscheinendes, Wesen und Wirklichkeit zu unterscheiden vermag, sind doch die Sinne die ersten und frühesten Vermittler und bedarf sie zur Aussage und zum Urteil der Metaphern dieser Erkenntnisphäre. Daher empfiehlt es sich, zwei Fragen zu untersuchen, nämlich 1. welche Eigenschaften der Dinge die Tätigkeit der Sinne vermittelt, und 2. wieweit das „Vehikel des Denkens“, die Sprache, auf ihrem Weg vom imperativisch „bannenden Lautzeichen“ zum indikativischen Wort und zum definierten Begriff an die Lautbezeichnungen sinnlich vermittelter Bedeutungen gebunden bleibt.

1. Unter den Sinnen, welche uns die Qualitäten der Dinge vermitteln, ist das Auge prädominant. Das mag dadurch mitbegründet sein, daß unter allen Sinnesorganen der Natur das menschliche Auge schon physiologisch das am besten ausgestattete und das differenzierteste ist. Für die Vernunftkenntnis aber hat die optische Wahrnehmung deshalb eine vorherrschende Bedeutung, weil der Fernsinn „Auge“ den Gegenstand vom subjektiven Zustand von vorneherein unterscheidet und weil die von ihm wahrgenommenen Gegenstände unmittelbar präzifizierbar sind.

Wenn wir die Tätigkeit des Auges mit der Tätigkeit des anderen menschlichen Fernsinnes, nämlich des Ohres, vergleichen, so müssen wir feststellen, daß es in der Sphäre der akustischen Wahrnehmung keine eigentlichen Qualitätsbezeichnungen gibt. Darauf komme ich unten zurück.

Der Vergleich zwischen der optischen Wahrnehmung und der Tätigkeit der Nahsinne zeigt unschwer, daß der Geruch und der Geschmack für die Vermittlung von Gegenstandseigenschaften an die Vernunftkenntnis nahezu bedeutungslos sind. In der Geschmackssphäre gibt es nur drei ursprünglich adjektivische Eigenschaftsbezeichnungen: süß, sauer und bitter. Das Adjektiv

„salzig“ dagegen ist vom Substantiv „Salz“ abgeleitet. Dies ist bei allen Bezeichnungen der Geruchswahrnehmung ebenso. Die von Substantiven abgeleiteten Adjektive der Geschmacks- und Geruchswahrnehmung bezeichnen nichts weiter als ein „so wie“<sup>1</sup>; zum Beispiel besagen die Adjektive „salzig“, „harzig“, „würzig“ usw.: „so wie“ Salz, Harz, Würze usw.

Anders ist dies bei dem dritten Nahsinn, dem Tastsinn. Die Gegenstände der Tastwahrnehmung sind wie die der optischen Wahrnehmung wiederum unmittelbar prädzierbar. Gewiß hat der Tastsinn mit den anderen Nahsinnen gemeinsam, daß die Gegenstände nie völlig abgetrennt von subjektiven Zuständen vermittelt werden, aber er vermittelt — wie das Auge — Qualitäten der Gegenstände. Als Nahsinn ist das Getast dem Gesicht untergeordnet; zugeordnet ist das Tasten dem Sehen in besonderer Weise insofern, als beide nicht nur Dinge, sondern auch Qualitäten der Dinge vermitteln. Daher entstammen unsere Qualitätsbezeichnungen primär dem Bereich der sichtbaren und tastbaren Gegenstände.

Es ist ja nicht dasselbe, ob ich sage „Das Meerwasser ist salzig“ oder ob ich sage „Der Basalt ist hart“. Der erste Satz kann nur verstanden werden, wenn man den Gegenstand „Salz“ kennt; ich vergleiche einen unbekanntem Gegenstand mit einem bestimmten bekannten Gegenstand. Im zweiten Satze aber sage ich vom Basalt etwas aus, was nicht einem bestimmten andern, sondern vielen verschiedenen anderen Gegenständen gemeinsam eigen ist.

Die Substantive „Härte“, „Kälte“, „Glätte“ oder „Rundheit“, „Eckigkeit“, „Röte“ usw. sind von den Adjektiven „hart“, „kalt“ usw., „rund“, „rot“ usw. abgeleitet. Dagegen sind die Adjektive „salzig“, „blumig“, „harzig“ von den Substantiven „Salz“, „Blume“, „Harz“ abgeleitet. Gegenstände des Geruches oder Geschmackes sind je schon da, Eigenschaften dieser Wahrnehmungssphäre sind Akzidentien der Existenz. Die tast- und sichtbaren Eigenschaften sind das nicht notwendig. Zum Beispiel „salzig“ ist die Eigenschaft von „Salz“, „hart“ aber ist nicht die Eigenschaft des wirklichen Dinges „Härte“, sondern eine Eigenschaft von Dingen, die etwas anderes sind als „Härte“, nämlich „Stein“, „Holz“, „Metall“ usw., und für die es unter anderem wesenseigentümlich ist, hart zu sein. Sage ich von einem Gegenstand, er sei salzig, so identifiziere ich ihn mit Salz; sage ich von einem Gegenstand, er sei hart, so unterscheide ich ihn von allen Gegenständen, denen es nicht zukommt, hart zu sein. Um etwas mit Salz vergleichen zu können, benötigt man nicht das Gegenteil davon; sage ich aber von etwas, es sei hart, und habe dabei nicht den Gegensatz „weich“, so ist der Satz kein Urteil und sagt gar nichts. Da es aber der Metaphysik darum geht, die Dinge nicht nur in ihrer Existenz, sondern vor allem in ihrer Essenz zu erfassen, spielen die Qualitätsbezeichnungen der Tast- und Schwahrnehmung für ihre Begriffssprache eine so vorherrschende Rolle.

Da nun bisher der Vergleich zwischen der Tätigkeit der beiden sogenannten Fernsinne, nämlich zwischen optischer und akustischer Wahrnehmung vernachlässigt wurde, müssen wir uns diesem noch einmal zuwenden. Es wurde

<sup>1</sup> Aristoteles, Met. 1043b, 23f.

bereits festgestellt: Qualitative Bezeichnungen, welche in der optischen Sinnessphäre so reichlich zu finden sind, fehlen in der akustischen völlig. Die akustische Wahrnehmung vermittelt keine Qualitäten. „Laut“ und „leise“ zum Beispiel sind Intensitäts- und damit Quantitätsbezeichnungen. „Hell“ und „dunkel“ sind keine unmittelbaren akustischen Bezeichnungen, sondern ursprünglich optische Qualitäten. Das „Tönen“ haftet den tönenden Dingen nicht so unmittelbar an wie Härte, Kälte, Farbe usw. Der Stein ist immer hart, die Glocke aber tönt nicht immer; sie muß nicht tönen, um Glocke zu sein. Für die akustische Wahrnehmung gibt es keine Eigenschaften in dem Sinne wie bei der optischen oder haptischen. Die Adjektive, welche der akustischen Sinnessphäre entstammen, sind durchweg Partizipien oder Verbaladjektive. Das Ohr vernimmt Gegenstände, insoferne sie tätig sind, etwas von ihnen ausgeht; es nimmt Gegenstände wahr, insoferne sie irgendwie tönen und laut werden oder sich verlautbaren. Das Gehör hat mit dem Gesicht gemeinsam: Bei beiden werden in der Wahrnehmung die wahrgenommenen Gegenstände abgetrennt vom Zustand des wahrnehmenden Subjektes erlebt. Dagegen: wir sehen die Dinge vermittelt ihrer Eigenschaften, wir hören sie vermittelt ihrer Tätigkeit der Verlautbarung. Auf jeden Fall bleibt hinter der Tätigkeit der Verlautbarung das Sich-Verlautbarende „unsichtbar“. Ich kann den Ruf und das Gerufene hören, nicht den Rufer selbst, ohne daß er rief. Akustisch zugänglich sind Inhalt und Wirklichkeit des Gerufenen, darinnen die Wirklichkeit des Rufers, nicht aber das Wesen des Rufers.

Darüber hinaus aber muß noch eines berücksichtigt werden, wenn wir die Bedeutung der akustischen Sphäre der Sinneserkenntnis für die Vernunft-erkenntnis sichten wollen: Bei der Auffassung der Objekte ist die Tätigkeit des optischen Sinnes gegenüber derjenigen der anderen Sinne prädominant. Bei der sprachlichen Mitteilung von Wahrgenommenem aber ist die Fähigkeit, Mitgeteiltes zu vernehmen, an den akustischen Sinn gebunden. Das gesprochene Wort ist Lautzeichen, bezeichnende Verlautbarung, welche sich zunächst an das Ohr des Angeredeten richtet. Ganz gleich aus welcher Sinnessphäre eine Wahrnehmung stammt, wenn ich sie mitteilen<sup>2</sup> will, muß ich das für mich Sichtbare, Tastbare, Riechbare, Schmeckbare für denjenigen, dem ich dies mitteile, akustisch vernehmbar machen. Ganz gleich, durch welches Sinnes-„Bild“ ich das Wahrgenommene empfang, geben kann ich es mitteilend nur im „Lautbild“ des Wortes. Sobald ich jemand anrede, rufe ich ihn auf zum „hörenden Vernehmen“; wenn ich ihm etwas mitteile, kann er zunächst nur mit dem Ohre vernehmen. Und darüber hinaus ist die akustische Wahrnehmung nicht nur die natürliche Voraussetzung des Vernehmens der Worte, sondern sie begleitet auch stets — empfangend und wahrnehmend — unser in der Rede lautes und im Denken verhaltenes Sprechen. So kommt naturgemäß der akustischen Sinnessphäre für die geistige Erkenntnis insoferne eine hervorragende Bedeutung zu, als die Sprache für unser Denken das unveräußerliche Medium ist.

<sup>2</sup> Im Gegensatz zu dem imperativischen Charakter von Signalen, ist die Mitteilung als indikativische Aussage aufzufassen.

Damit aber müssen wir uns der nächsten Frage zuwenden.

2. Um das darzutun, was in diesem Aufsatz dargetan werden soll, ist die Aufzeichnung des Grundrisses der Entwicklung der Sprache im Zusammenhang mit der Entwicklung der Erkenntnis geboten. Gewiß ist diese Frage zum großen Teil Anliegen der Entwicklungspsychologie und für die Philosophie von nur mittelbarer Bedeutung. Für die philosophische Besinnung aber ist die Abgrenzung von Fachdisziplinen ohne jeden Belang, wenn nur irgendein Problem von Belang geklärt werden kann, oder wenn wir, indem wir fachliche Abgrenzungen vernachlässigen, die Grenze unserer Erkenntnisfähigkeit erkennen oder klarer erkennen.

Beginnen wir mit der Erwägung darüber, was die Sprache (genetisch!) ursprünglich ist und soll.

Wo immer wir Menschen finden, finden wir bei ihnen schon eh und je das Bewußtsein, in der Sprache ein bedeutsames Machtmittel zu besitzen: ein Mittel zur Machtergreifung über die „Kräfte“ von Personen und Dingen. Diese magische Kraft, welche die Sprache nach Auffassung der Naturvölker innewohnt, erfahren wir zum Beispiel bei Stämmen auf sehr früher Kulturstufe in der Scheu vor den Namen von Häuptlingen, Göttern, Geistern usw., die tunlichst gemieden und umschrieben werden. Diese Scheu liegt in dem Glauben begründet, daß die Nennung des Namens den Geist des Genannten beschwört.

Die Sprache ist ursprünglich Beschwörungs-, Bannungs- und Zaubermittel, so könnten wir sagen<sup>3</sup>. Zumindest dort, wo die Sprache spezifisch menschlich ist, wo es also um Sprache im engeren und eigentlichen Sinn geht. Das sprachliche Mittel aber dieses „Zaubers“ ist der Name. Erst in der Benennung fremder „Kräfte“ wird die Sprache spezifisch menschlich; die Bannung „der Geister der Dinge“ ist die sprachliche Urintention des Geist-Lebewesens „Mensch“. Und der Name ist nicht mehr Signal, sondern Signum. Der Bezeichnende mit diesem Zeichen ist das namengebende Subjekt. Was aber ist das von diesem Zeichen Bezeichnete? Es ist ganz gewiß nicht die flüchtige und wechselnde Erscheinung, die bezeichnet und mit dem Zeichen des Namens gebannt werden soll, sondern es ist die zur Erscheinung kommende und dennoch hinter ihr verborgene „Kraft“. Wenn Tiere, Bäume, Gestirne, Gewässer usw. benannt werden, bezeichnet der beschwörende Name nicht zufällige Erscheinungen, sondern die in ihnen materialisierten „Kräfte“, „Geister“, „Dämonen“. In den Namen will sich der namengebende Mensch nicht der vordergründigen flüchtigen Erscheinung und Existenz bemächtigen, sondern der dahinter wirkenden stetigen Wesenheiten. Namen sind Wesensbezeichnungen individueller Existenzen. Und die ursprüngliche Sprache gibt Auskunft über die ursprüngliche Wahrnehmungstätigkeit und zeigt: Der Mensch sieht zum Beispiel in Bewegungen zunächst durchaus keine mechanischen Vorgänge, sondern individuelle Tätigkeiten hintergründig unsichtbarer Wesen; das Sehen

<sup>3</sup> Im Interesse der gebotenen Kürze muß auf Erörterungen über „Ausrufe“, „Lautsignale“, die es auch in der Tierwelt gibt, verzichtet werden.

des vielfältig Erscheinenden ist zuerst ganz gelenkt vom Erkennenwollen der Identität wirkender Wesen.

Nicht zwei verschiedene Erscheinungen, sondern nur zwei in verschiedenen Erscheinungen wirkende verschiedene „Kräfte“, „Geister“, „Götter“ oder „Wesen“ erhalten verschiedene Namen. Wenn der Mensch einen Bach, den er sieht, benennt, meint und bannt der Name nicht nur diesen bestimmten Bach, sondern vor allem den „Geist“ des Baches; der Name, der „diesem bestimmten“ Bach verliehen wird, meint „den Bach“ selbst oder schlechthin. Namen sind Fixierungen einer Identifikation. Die sinnliche Erkenntnis — insoferne sie Erkenntnis ist, stets wesensgerichtet — sieht das Wesen zunächst in der individuellen Identität. Man könnte diese Erkenntnisstufe etwa so bezeichnen: „Wesentlich ist, was im Wechsel der Erscheinung ‚dasselbe‘ ist“.

Indem der Name die individuelle Wirklichkeit bezeichnet, bezeichnet er sie als „dasselbe“ und bezeichnet damit das „Wesentliche“ an ihr. Im Namen wird das Identisch-Wesentliche eines existierenden Individuums in Lauten abgebildet; so sind die Namen zunächst „Lautbilder der Dinge“. Und wie die Sprache in den Namen, so ist auch die Wahrnehmung ursprünglich auf die Einzeldinge nicht so bezogen als auf Einzeldinge, sondern als auf die „Bilder“ der Dinge. Die Dinge werden von Menschen archaischer Kulturstufen nicht in ihrer Substantialität erfaßt und benannt, sondern in den charakteristischen Eigenschaften und Wirkungen<sup>4</sup>, mittels deren sie Bedeutung für den Menschen erlangen. Und der Mensch benennt sie nach dem, an was er sie als „so und so tätige“ wiedererkennt. Das bezeichnet der Name; das nimmt derjenige wahr, der Namen gibt; und eben das will er mittels des Namens seiner Macht unterwerfen und damit festhalten. Namen halten nicht die Dinge, sondern die „Bilder“ der Dinge fest.

Was aber ist nun der Inhalt dieser Bilder? — Das am Einzelding, was es mit allen Einzeldingen gleicher Bedeutung, Wirkung und gleichen Charakters identifizierbar macht und was also bei allen Einzeldingen gemeinsam und bleibend ist. Gebunden an die Wahrnehmung und somit Existenz erscheinender Gegenstände, „meint“ das Bild das Wesen der Gegenstände<sup>5</sup>. Wenn der Primitive oder das Kind vom „Hund“, „Wauwau“ u. ä. spricht, meint es immer den Hund. Alle möglichen Hunde sind „der Hund“; in allen Hunden erkennen sie „den Hund“ (selbst) wieder.

Name und Bild umschließen den konkreten und den abstrakten Gegenstand, die Essenz des Gegenstandes und die Existenz und Erscheinung.

So könnte man sagen: Das Bild ist das durch Identifikation zugängliche Wesen des Dinges, insoweit es zu Existenz und Erscheinung kommt, es ist das Wesenssignum des Existierend-Erscheinenden. Und nur insoweit das Wesen der Dinge im „Bild“ der Dinge enthalten ist, ist es schaubar. Aber das „Bild“

<sup>4</sup> Vgl. Graebner, Das Weltbild der Primitiven, München 1924, S. 73.

<sup>5</sup> Das bezeichnet offenbar auch der Begriff „notio communis“ bei Spinoza. Ethics, Pars II, Propositio XI, Scholium 1.

der Gegenstände bildet das Wesen nur ab, und i s t nicht selbst das Wesen. Es ist nicht „Begriff“, sondern Begriffsfundament<sup>6</sup>.

Vom Bild zum Ding kommen wir erst, wenn die in der Identifikation eingefaltete Unterscheidung ausgefaltet wird. Wenn einmal die geistige Bemächtigung der Dinge mittels der Identifikation bis zu einem gewissen Grade gesichert ist, führt die Erfahrung die Erkenntnis zum Widerspruch, das heißt zur Verneinung der Identität: „Dasselbe ist gar nicht dasselbe“. In diesem Widerspruch geht der im „Bild“ enthaltene und dennoch verborgene Gegensatz auf zwischen Sein und Schein. Die Verneinung der Identität führt zur Korrektur der Identifikation und unterscheidet an dem, was ähnlich ist, das, was der Gleichsetzung widerspricht. Die bisherige Gleichung: „Dieser (konkrete) Hund ist der(selbe) Hund (schlechthin)“, wird korrigiert zu: „Dieser (konkrete) Hund ist nicht d e r Hund, sondern e i n Hund“, nämlich zum Beispiel: „Ajax ist ein Hund“. „Hund“ ist hier nicht mehr Name. Der Name wurde Wort und Glied eines Satzes. Das Wort dient der Unterscheidung dessen, was Bild und Name verflechten ließen; die Einheit des „Bildes“ zerfällt in die Zweiheit von Abbild und Urbild, Erscheinung und Wesen, Existenz und Essenz, Gegenstand der Sinneserkenntnis und Gegenstand der Vernunft-erkenntnis.

Gegenstände der Sinneserkenntnis sind erscheinende Abbilder existierender Dinge. Die zu Worten gewordenen Namen intendierten das Wesen der von den Sinnen vermittelten Dinge. Aber sie trafen es nicht selbst und allein. Und nun, da es der Vernunft um ihren Gegenstand, nämlich um die erscheinungsjenseitigen Wesenheiten und abbildjenseitigen „Urbilder“ geht, bedarf das vom Mittel der Sprache abhängige Denken der zu diesem Behufe geeigneten Worte; dazu benötigt es als Material die Worte, welche der wahrnehmungsgewundenen Bilderkenntnis entstammen, und muß sie metaphorisch verwenden, indem es sie ihres zufalls-, erscheinungs- und existenzgebundenen Charakters beraubt durch die Eingrenzung der De-finition.

Es zeigt sich aber, daß das Gelingen der Vernunftbemühung um den ihr eigenen Gegenstand nicht allein vom Gelingen dieser Abgrenzung abhängt, sondern auch davon, ob der Wahrnehmungsbereich, dem das Wortmaterial der Begriffe entnommen ist, dem Gegenstände angemessen ist, den sie bezeichnen sollen. Denn zum Zwecke der Logik des Urteilens und Schließens, ohne welche ein philosophisches Denken unmöglich ist, ist es ja gerade erforderlich, die bildbezeichnenden Worte durch De-finition aus Metaphern zu Begriffen umzupräparieren. Denn wie die Worte das Sprachmaterial der Begriffe sind, so sind die von den Worten bezeichneten Bilder das Phantasie-material derselben. Die Worte verlieren zwar in der Definition die metaphorische Vieldeutigkeit und Wandelbarkeit, der Bildgehalt der Worte aber bleibt auch nach der Definition als Grundvorstellung in den Begriffen enthalten. Ohne solche die Begriffe begleitenden Grundvorstellungen, wären diese nicht

<sup>6</sup> Spinoza sieht a. a. O. in den *notiones communes* „*causae notionum*“ und „*ratiocinii nostri fundamenta*“.

mehr aussagbar und völlig „leer“ (Kant). Es sei denn, die Begriffe wären von den Namen und Worten in jeder Weise unabhängige Neuschöpfungen und die geistige Erkenntnis wäre ebenso von der Sinneserkenntnis völlig getrennt und für sich, das heißt wir wären keine Lebewesen, wie es die Wesensbestimmung des Menschen festlegt. Das aber sind wir gewiß.

Nun nähern sich die Überlegungen ihrem eigentlichen Ziel, und das ist der Aufweis, daß bei einigen Kernbegriffen der Philosophie deren Entnahme aus der optischen Sinnessphäre der Sache der Erkenntnis nicht ganz förderlich war. Die Tatsache, daß so viele tragende Begriffe aus optisch vermittelten Vorstellungen entwickelt wurden, scheint ihren Grund darin zu haben, daß innerhalb der Wahrnehmung die optische Sinnessphäre — wie schon gesagt — prädominant ist. Gewiß, die Tätigkeit der vielen Sinne wird zur Wahrnehmung durch die eine Phantasie; das „Schauen“ der Phantasie ist metaphorisch und stellvertretend für alle Sinnestätigkeit, muß also das Vernehmen, Wittern, Fühlen, Schmecken umgreifen<sup>7</sup>. Schon hier kann die Verwendung der optischen Metapher bei dem Begriff „Phantasie“ zu der Annahme verleiten, sie sei nur „schauend“ tätig.

Auch dem „Bild“begriff wohnt eine optische Grundvorstellung inne, und gewiß ist das „Bild“ der Dinge der Gegenstand der „schauenden“ Einbildungskraft. Was aber daran optisch ist, ist metaphorisch: Die „Bilder“ der Dinge sind nicht nur schaubar, sie sind auch erlauschbar oder fühlbar, witterbar oder schmeckbar, gerade weil sie nicht nur Gegenstände der Sinnesorgane, sondern auch der Phantasie sind.

Daß allerdings im Bereich der Phantasietätigkeit gerade das „Schauen“ zur umgreifenden Metapher wird, hat gewiß in der Sinnesnähe der Einbildungskraft seinen Grund.

Solange als der Gegenstand unserer Erkenntnis noch sinnliche Qualitäten hat, solange darin nicht Wesen und Erscheinung, Essenz und Existenz getrennt sind, wird man tunlich den Begriff „Bild“ verwenden. Wo es aber um den Gegenstand der Vernunftkenntnis geht, scheint der „Bild“begriff und jeder andere Begriff, dessen Grundvorstellung der optischen Wahrnehmung entnommen ist, wenig tauglich zu sein.

Der Begriff „Bild“ ist als optische Metapher für das, was er begreift, recht an seinem Platze: Das „Bild“ eines Dinges begreift in sich das existierend-schaubare Sein, das im Bild abgebildete Sein des Dinges. Der eigentliche Gegenstand der Vernunft aber ist ja das die Sinnessphäre transzendierende Wesen, das im „Bild“ abgebildete „Urbild“. Sobald wir aber das Sein vom Schein unterscheiden wollen mit dem Gegensatz Abbild — Urbild, erkennen wir, daß der zu unterscheidende Gegensatz dadurch verdeckt wird, daß in den Bezeichnungen beider Gegensatzglieder die Metapher „Bild“ enthalten ist. Und offenbar muß es sich in den beiden Fällen doch um zwei ganz verschiedene Bildbegriffe handeln, die hier dennoch mit demselben Wort be-

<sup>7</sup> Vgl. dazu die aufschlußreichen Ausführungen bei A. Vetter, Die Erlebnisbedeutung der Phantasie, Stuttgart 1950.

zeichnet werden. Und wenn auch der Logik durch zwei verschiedene und zutreffende Definitionen Genüge getan wäre, so täuscht dennoch der Gleichklang zweier verschiedener Begriffe über die Unterschiede und die unbedingte Transzendenz der mit „Urbilder“ oder „Ideen“ bezeichneten Wesenheiten hinweg und verlockt häufig zu der Annahme, als ob das Wesen der Dinge selbst für uns noch schaubar und für unsere leibes- und daher sinnabhängige Vernunft greifbar wäre. Das „Bild“ ist nämlich in den Gegenständen, welche mit den Begriffen „Abbild“ und „Urbild“ unterschieden werden sollen, gerade nicht das Verbindende; was aber darinnen vorgetäuscht wird.

Der oben dargestellte Zusammenhang zwischen optischer und haptischer Wahrnehmung und die aktiv-konzentrierte Lenkbarkeit der Tätigkeit beider Sinne verführt leicht und oft — und das geschah nicht nur in Platons Ideenlehre — zu der Illusion, als ob das Wesen der Dinge schaubar, greifbar oder berührbar wäre.

Bedenken wir aber, daß das Tätigkeitswort „vernehmen“ nicht nur die Tätigkeit der Vernunft bezeichnet, sondern auch der Bezeichnung der Tätigkeit des Hörens dient, so legt dies nahe, den eigentlichen Gegenstand der Vernunft selbst mit einer akustischen Metapher zu bezeichnen, wie es zuletzt wieder Heidegger tat, indem er den Begriff „Ruf“ verwendete.

Während der Gegensatz Abbild — Urbild uns dazu verleiten kann, anzunehmen, wir könnten dadurch des Wesens eines Dinges habhaft werden, daß wir aus dem Abbild durch Abschälung des Erscheinungshaften das Urbild herauschälen könnten, läßt uns der Gegensatz „Bild“ — „Ruf“ darüber im klaren, daß das „Bild“ diesseits der Grenzen dessen liegt, was wir begreifend erreichen und schauen können, während der „Ruf“ der Dinge von außerhalb dieser Grenze zu uns kommt. Solange wir endlich begrenzt sind, können wir den *τόπος οὐράνιος* der Wesenheiten weder schauen noch begreifen, sondern wir können von dort nur das vernehmen, was uns diese Wesenheiten von sich aus zurufen. Wir haben die Fähigkeit, den „Ruf“ des Seienden — geöffnet und empfangend — zu vernehmen; wir haben nicht die Fähigkeit, uns — tätig wollend — der Wesenheiten selbst begreifend zu bemächtigen. Die Wesenheiten entziehen sich der aktivistischen Betriebsamkeit.

Das „Bild“ der Dinge haftet an deren Wirklichkeit, der „Ruf“ der Dinge ist das, was vom universalen Wesen der Dinge uns vernehmbar werden kann. Das Bild hat optische Eigenschaften. Der Ruf hat keine Eigenschaften. „Ruf“ bezeichnet den Vorgang des Rufens und den gerufenen Inhalt; im Ruf wird die Wirklichkeit des Rufenden offenbar, sein Wesen aber ist uns vernehmbar nur insoweit uns der offenbarende „Ruf“ des Rufenden zum Vernehmen und Erkennen auffordert.

Unser Erkennen ist antwortend auf den Ruf des Rufenden; der Ruf der Wesenheiten aber, den wir empfangend vernehmen, beschließt in sich die fortwährende Aufforderung, diese näher zu bestimmen, uns also erkennend dem Wesen des Seienden selbst, das zwar unsere endliche Erkenntnisfähigkeit transzendiert, dennoch fortwährend zu nähern.